



Das Schweizerhaus im Schlosspark zu Ludwigslust, eine von Gertrud von le Fort besonders geliebte Örtlichkeit

Gertrud von le Fort, Autobiographische Skizzen

Wenn man mich nach meinem Lebenslauf befragt, so spreche ich am liebsten von meiner überaus glücklichen Kindheit. Ich verlebte sie teils in den verschiedenen Garnisonen meines Vaters, teils auf den Gütern meiner Familie und Verwandten und zwar in größter Freiheit und Ungebundenheit: bis zu meinem fünfzehnten Lebensjahr wurde ich nur privatim unterrichtet. Noch heute schwingt das kindliche Entzücken in mir nach, wenn ich mich an die duftenden Heufuhren erinnere, auf denen ich beim Einfahren der Ernte thronen durfte, an die weiten, lichten Koppeln, wo man die Fohlen fütterte, an die verschlafenen Teiche, wo man die kleinen Entenküken hüten und vor dem Habicht beschützen half. Aber auch der von wildem Goldlack überblühte Fels des Ehrenbreitsteins, in dessen Festungswerken ich mit den Kindern des Kommandanten Indianer spielte, ist eine herrliche Erinnerung geblieben. Von meiner ungebundenen Kindheit her habe ich mir immer eine unüberwindliche Liebe zur Freiheit und zum ländlichen Leben bewahrt.

Der starke, ethisch bestimmte Charakter meines Vaters und die tiefe, christliche Frömmigkeit meiner Mutter legten die geistigen Fundamente meines Seins, die lebenslang standgehalten haben.

Meine kurze Schulzeit spielte sich in einem Institut des heute schmerzlich zerstörten Hildesheim ab. Mit seinen prächtigen Fachwerkbauten, seinen uralten Kirchen und seiner tausendjährigen Rose regte es die Ehrfurcht vor der Vergangenheit mächtig in mir an. Mein Vater hatte diese Ehrfurcht schon durch die eigene Familiengeschichte, die, wie man heute sagen

würde, eine im wahren Sinne europäische Geschichte war, erweckt. Unser vielgewandertes Geschlecht flüchtete im Zeitalter der Gegenreformation aus Savoyen nach Genf, wo alle Glieder der Familie noch heute das unverlierbare Bürgerrecht besitzen. Über die Nachkommen des im Dienste Peters des Großen stehenden, historisch berühmt gewordenen Admirals François le Fort kam die Familie im Zuge des nordischen Krieges nach Deutschland und erwarb durch Heirat Landbesitz in Mecklenburg.

Den Rahmen meiner eigentlichen Jungmädchenjahre bildete die kleine großherzogliche Sommerresidenz Ludwigslust, die mit ihren vielen hundert Lindenbäumen, ihren blauen Dragonern und ihren kleinen intimen Hofbällen eine heute versunkene Welt darstellt.

Der Tod meines Vaters zerriß den Zauber dieser Idylle — meine Mutter lebte seither viel auf Reisen. Ich lernte fremde Länder kennen, die Weite der Welt tat sich auf. Das antike wie das christliche Rom wurden mir zum tiefen Erlebnis. In die gleichen Jahre fällt meine Heidelberger Studienzeit und die Begegnung mit den großen Denkern der damaligen Universität.

Der Ausbruch des ersten Weltkrieges stellte mich vor praktische Aufgaben, zunächst im Dienst des Roten Kreuzes, später auf dem Familiengut am Müritzsee. Mit dem Tode meiner Mutter schloß sich für mich das Elternhaus, mein Bruder übernahm das Gut, ich wandte mich nach Süddeutschland, das mir durch die Heidelberger Zeit und als Heimat meiner Großmutter lieb und vertraut war. Ich habe diesen Entschluß niemals bereut. In Bayern, wo ich zunächst im Isartal, später dann — immer stärker von den Bergen angezogen — in Oberstdorf lebte, reifte mein Entschluß zum Eintritt in die Katholische Kirche — ich vermeide den Ausdruck „Übertritt“: für mich bedeutete der Schritt vor allem eine Überwindung der tragischen Trennung innerhalb des Christentums, an der ich von früh auf gelitten hatte. Ich vollzog für meine Person die Vereinigung.

In die süddeutschen Jahre fällt auch das entscheidende Erwachen meiner dichterischen Möglichkeiten. Zwar kann ich mich keiner Zeit meines Lebens entsinnen, in der ich nicht gedichtet und erzählt hätte: im Nachlaß meiner Mutter fanden sich kleine Verse, die ich als achtjähriges Kind mit phantastischer Orthographie schrieb. Man ließ mich in der Familie gewähren, legte aber kein besonderes Gewicht darauf und bewahrte mich dadurch vor Ehrgeiz und Enttäuschung. Es bedurfte einer Freundeshand, um aus der persönlichen Freude am Schreiben eine Aufgabe zu machen. Wer meine Dichtung aufmerksam verfolgt, wird auch unter der oft historischen Einkleidung überall die Spuren der schicksalsschweren Zeit erkennen, in die mein Leben gestellt war und an der es langsam reifte.

Aus Gertrud von le Fort: Die Frau und die Technik. Verlag „Die Arche“ Zürich 1959